

Ich möchte Ihnen dieses Buch vorstellen. Es trägt keinen Titel auf dem vorderen Buchdeckel und enthält innen weder Schmutztitel noch Titelblatt. Auf der Rückseite des Einbands finden sich verschiedene Angaben zu Auflagenhöhe und Bestelladresse und zum übrigen nie verwirklichten Plan eines Folgebandes. Aus den jeweils in den Zeilen letzten Buchstaben dieser paratextuellen Angaben ergibt sich der Titel auf dem Buchrücken: „tomas schmit erster entwurf“.

Das Buch stammt aus dem Jahr 1989 und umfasst, die Illustrationen mitgerechnet, 156 Seiten. Auf der letzten Seite stehen diese vier Sätze:

„ich nehme wahr
ich nehme dies wahr
ich nehme wahr daß ich dies wahrnehme
ich nehme wahr daß ich wahrnehme“.

Das ist das Thema des Buchs: Wahrnehmung und Wahrnehmung der Wahrnehmung, kurz Sinne und Bewusstsein. Und aus dieser Themenstellung ergibt sich auch sein inoffizieller Titel oder Rufname: „erster entwurf (einer zentralen ästhetik)“. Das Buch ist Tomas Schmits Ästhetik. Denn Ästhetik bedeutet wörtlich „Wahrnehmung“. Ästhetik heißt bei Alexander Gottlieb Baumgarten, der dieses Wort in die Philosophie eingeführt hat, zunächst, in seinen ersten Schriften zum Thema, Hinwendung zu den Sinnen, „Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis“, wobei übrigens Vorstellungen und die Antizipationen oder „sinnlichen Ahnungen“ ausdrücklich miteingeschlossen sind. Aus der Wahrnehmung der Wahrnehmung wächst eine Erkenntnis, eine Erkenntnistheorie. Nur auf Grundlage dieser Erkenntnistheorie können wir auch über die Künste angemessen handeln.

Wir müssen also zwei Begriffe von Ästhetik scharf unterscheiden: Erstens Baumgartens wörtlichen Begriff, der Wahrnehmung und Wahrnehmung der Wahrnehmung bedeutet. Zweitens den heute gebräuchlichen, der im Wesentlichen auf Kant zurückgeht, für den die Ästhetik die Lehre vom Geschmacksurteil ist. Der erste fragt: Wie sehe ich etwas? Der zweite fragt: Ist, was ich sehe, schön? Man könnte sagen, wer die zweite Frage stellen will, sollte zunächst die erste beantworten.

Auf einem Ankündigungsplakat für seine Ästhetik, das er in seinem dritten Katalog reproduziert, hat Schmit die Begriffe genauso unterschieden. Er schreibt, der Plan zu seinem Buch gehe auf die siebziger Jahre zurück, als er Sinnesvorgänge einordnen wollte.

„da wollte ich anfangen mit einer ästhetik im wörtlichen sinne, also einer beschreibung unseres wahrnehmungsapparats, und die sollte übergehen, nahtlos, versteht sich, in eine ä[sthetik] im klassischen sinne. (...) vom alten, verstaubten plan ist geblieben, daß es losgeht mit einer ausführlichen darstellung der organe, durch die sich uns die welt darstellt, unseren sogenannten fünf sinnen. (...) und schnell stellte sich heraus, daß es gerade dabei m i r wichtigere, interessantere überlegungen gibt als etwa die, ob und warum polke und richter gut sind (darüber läßt sich reden), oder ob und warum baselitz und kiefer schlecht sind (darüber brauchen wir wohl nicht reden). kunst kommt nicht vor. ich bleibe bei elementareren, zentraleren dingen.“

Kunst kommt nicht vor. Das ist einerseits wahr. Bildende Kunst kommt in diesem Buch fast nicht vor. Selbst wenn Schmit seine Erörterungen der Sinnesphysiologie mit einem Beispiel aus den Künsten illustrieren will, denkt er fast immer zuerst an die Musik. Die Ausnahmen sind andererseits bemerkenswert: An einer Stelle beschreibt er die Wirkung einer großen Monochromie, eines so genannten Ganzfeldes, auf die Augen. Außerdem schaltet er immer wieder Zeichnungen wie z.B. den „kleiderschrank für philosophen“ oder Gedichtähnliches wie das am Anfang zitierte „ich nehme wahr ...“ usw. ein. Damit schlägt er eine Brücke zu seinem zeichnerischen und schriftstellerischen Werk. Jeder, der auch nur einige wenige Zeichnungen oder einen Katalog oder ein quagga-Heft Schmits aus den letzten Jahrzehnten kennt, weiß, dass die Frage der Wahrnehmung, der Sinne, der Reize und Reaktionen, der Gestalten, der Evolution, des Zusammenhangs von Leben in der Welt und Wahrnehmen dieser Welt usw. sein großes Thema sind. Also wird zwar in diesem Buch Kunst fast nicht erwähnt, aber es hat doch mit einer Kunst zu tun, nämlich mit dem Werk von Schmit,

zumindest mit dem, das nach Fluxus entstanden ist. Dieses Buch ist sogar völlig unverzichtbar für alle, die seine Zeichnungen nicht bloß hübsch und lustig finden, sondern sich mit ihnen beschäftigen wollen. Und außerdem glaube ich, dass Kunst auch noch auf eine andere Weise im Buch eine anwesende Abwesende ist, sie ist nämlich eine Gegenspielerin zu der funktionalen Welt, die hier ausgemalt wird. Dazu am Ende meines Referats eine kleine Spekulation.

Zuerst noch einmal zum Inhalt des Buchs. Schmit hat geschrieben, es beinhalte unter anderem folgendes:

„motor, sack, saft, lage, haut, zunge, nase, ohren, augen; nervenzelle; synapse; das zing; afferenzen und efferenzen; pulfrich-pendel; die adaptationen; aus der geschichte des bewußtsteins I bis V; die efferenz-kopien; sinn und eigensinn; kleiderschrank für philosophen; größenkonstanz; täuschungen; schaltungen; etwas steht für etwas, das es nicht ist; holografie; das immenimmense; pawlow und zeitliche dimension“.

Das Buch handelt also von der Wahrnehmung, aber nicht in einem phänomenologischen Sinn, sondern in einem biologischen und physiologischen, der gelegentlich von den Ergebnissen der kognitiven Psychologie angereichert wird. Es ist kein Lehrbuch. Schmit hat es nicht für uns geschrieben, sondern für sich selbst. Er will wissen: Weshalb sehe ich die Welt so und nicht anders? Wie kommt mein Bild von der Welt zustande? Dabei verlässt er sich auf keine Theoretiker und keine naturwissenschaftlichen Postulate, sondern ausschließlich auf sich selbst. Nur das, was er selbst durchdacht und möglichst mit einfachen Experimenten anschaulich nachgewiesen hat, hält er für vorläufig haltbar. Dieses Selbstdenken macht den Charakter des Buches aus, macht es manchmal schwierig zu lesen, denn man wird nicht mit Ergebnissen abgespeist, sondern mit Fragen und Überlegungen gefüttert. Das macht es aber auch amüsant und anregend. Ein Beispiel muss genügen.

„wenn ich im bett liege und lese“, schreibt Schmit, „liege ich immer auf der seite, entweder der einen oder der anderen, nie auf bauch oder rücken, klar. und immer wieder ertappe ich mich dabei, daß ich, wenn ich beim lesen unten rechts am ende einer rechten seite angekommen bin, dann statt der buchseite m i c h im bett auf die andere seite drehe!! .. –: die muster ‚drehe die seite um!‘ und ‚drehe dich um!‘ haben eben mehrere mosaiksteine gemeinsam – nämlich ‚drehe‘ und ‚um‘, um es jetzt mal sprachlich zu nehmen –, also kann es passieren – zumal beide aktionen im bett logisch und normal sind und die verwechslung keinerlei schaden anrichtet –, daß im noch nicht recht kontrollierten morgendämmer aus dem richtigen befehl der nahe verwandte, nämlich zu großem teil identische, falsche wird.“

Das Beispiel, gewissermaßen ein Slapstick im Liegen, belegt erstens das, was ich bereits behauptet habe, dass Schmit das an sich selbst Beobachtete und von ihm selbst Durchdachte aufschreibt, nichts sonst. Zweitens, dass bestimmte Störungen des gewöhnlichen Wahrnehmungs- und Reaktionsablaufs Aufschlüsse über das Funktionieren des Hirns gewähren. Deshalb behandelt Schmit auch viele Fälle von optischen und anderen Täuschungen. Drittens, dass Wahrnehmen und Verhalten immer in einem funktionalen, pragmatischen Zusammenhang gedacht sind.

Daraus ergeben sich einige Einschätzungen der naturwissenschaftlich-erkenntnistheoretischen Position, die Schmit hier einnimmt. (Etwas ausführlicher habe ich diesen Punkt in meinem Aufsatz „Was uns macht“ behandelt, der im Katalog „Können Menschen denken?“ zu den Ausstellungen in Köln und Hamburg 2007 und 2008 abgedruckt ist.) Schmit ist kein Behaviorist, der nur Reize und Reaktionen betrachtet und alles Mentale und Konstruktive ausschließt. Er ist andererseits aber auch kein Konstruktivist, der zwar die Leistungen des Hirns beim Vorstellen der Welt würdigt, aber die Welt und ihre blutigen Notwendigkeiten außer Acht ließe. Wie ich die Welt wahrnehme, ist wesentlich davon abhängig, was die Situation von mir verlangt. Und welche Sinne der Mensch ausgebildet hat, war wesentlich davon abhängig, welche Zwänge die Natur ihm auferlegt hat und welche Widerstände er hat überwinden müssen. Schmit nannte sich scherzhaft einen „Evoluzzer“. Sein ästhetisches Denken ist biologisch-naturwissenschaftlich-pragmatisch geprägt. Aber es geht nicht in der Biologie, in der Naturwissenschaft und in der Pragmatik auf.

Und so komme ich auf meine bereits angekündigte Spekulation. Wie dessen Störungen von der Mechanik des Wahrnehmungsapparats zeugen, so zeugen sie auch davon, dass er nicht immer rund läuft. Und oft genug produziert er herrlich unbrauchbaren Stoff. Man denke an die Träume, man denke an die Räusche, man denke an die Täuschungen. Es gibt aber nicht nur falsche und irreführende, sondern auch überschüssige Wahrnehmungen. Schmits prominentes Beispiel ist das Farbsehen. Es scheint keine evolutionäre Notwendigkeit zu besitzen, und bezeichnenderweise ist es eine Fähigkeit, die manche Insekten haben, die meisten höheren Wirbeltiere aber nicht. Farbsehen ist, vom Standpunkt der Evolution und der reinen Funktionalität aus, eine Kür, keine Pflicht. Es sei denn, es wäre einer ein Chamäleon und müsste wissen, welche Farbe seine Umgebung hat, um sich entsprechend zu kleiden.

Tomas Schmit hat oft genug betont, dass Kunst *nicht* lebensnotwendig ist. Sie ist ein Überschuss, eine Sinnestäuschung, eine Irritation, ein Unsinn, ein Witz, aber auch eine Pracht. Sie gehört zu all dem, was in die funktionale, darwinistische Welt, die Schmit in seinem „ersten Entwurf“ aufzeigt, gerade nicht hineinpasst, sie ist wie das Farbsehen ein Ab- oder Umweg der Evolution. Es kann sein, dass Kunst uns manchmal darüber aufklärt, wie wir etwas erkennen. Aber sie ist jedenfalls auch Teil dessen, was wir nicht zu erkennen brauchen. Wer auf die Hirschjagd gehen will, braucht nicht „Diana und ihre Nymphen“ von Rubens zu kennen. Und wer Richterin oder Zahnarzt werden will, braucht sich nicht in Schmits Zeichnungen zu vertiefen. Das ist ein Luxus, den sich einer gönnt. Das ist ein Abweg, den einer genießt.

Es stehen sich also zwei Sphären gegenüber: die Natur, aber auch die Gesellschaft, die beide von der Notwendigkeit regiert werden, und die Kunst, die keiner äußeren Notwendigkeit untersteht. Besonders deutlich scheiden sich die Sphären am Begriff der Funktionalität. Funktion, definiert Jan Mukařovský, ist die Angepasstheit eines Gegenstandes oder eines Lebewesens an ein bestimmtes Ziel oder einen bestimmten Zweck. Genauso hat uns Schmit das Sehen, das Hören, das Wahrnehmen erklärt. Es sind Fähigkeiten, die an einen bestimmten Zweck angepasst sind. Beispielsweise ist das Sehen eines Landbewohners anders eingestellt als das eines Bergbewohners.

An was sind aber die Zeichnungen von Tomas Schmit angepasst? Sie erfüllen sehr viele Funktionen, können betrachtet und belacht werden, sie können zum Rätselraten à la Kōpcke anregen, sie können aber auch Anlass zu weit reichenden erkenntnistheoretischen und ästhetischen Reflexionen sein. Das können sie alles, müssen sie jedoch nicht. Sie haben keine zwingenden Ziele oder Zwecke. Aber sie sind kein Spiel. Sie reflektieren und verspotten auf ihre Weise die raue Welt der Notwendigkeit. Ich glaube, auch das wollte uns Tomas Schmit mit seiner Ästhetik vor Augen führen.